

zoé

leben mit anderen augen sehen

Nr. 10
AUFFANGEN

Ich bin da und
werde da sein



Ist da jemand

Ohne Ziel läufst du durch die Straßen
Durch die Nacht, kannst wieder mal nicht schlafen
Du stellst dir vor, dass jemand an dich denkt
Es fühlt sich an, als wärst du ganz alleine
Auf deinem Weg liegen riesengroße Steine
Und du weißt nicht, wohin du rennst //

Wenn der Himmel ohne Farben ist
Schaust du nach oben und manchmal fragst du dich //

Ist da jemand, der mein Herz versteht?
Und der mit mir bis ans Ende geht?
Ist da jemand, der noch an mich glaubt?
Ist da jemand? Ist da jemand?
Der mir den Schatten von der Seele nimmt?
Und mich sicher nach Hause bringt?
Ist da jemand, der mich wirklich braucht?
Ist da jemand? Ist da jemand? //

Um dich rum lachende Gesichter
Du lachst mit, der Letzte lässt das Licht an
Die Welt ist laut und dein Herz ist taub
Du hast gehofft, dass eins und eins gleich zwei ist
Und irgendwann irgendwer dabei ist
Der mit dir spricht und keine Worte braucht //

Wenn der Himmel ohne Farben ist
Schaust du nach oben und manchmal fragst du dich //

Ist da jemand, der mein Herz versteht? ... //

Wenn man nicht mehr danach sucht
Kommt so vieles von allein
Hinter jeder neuen Tür
Kann die Sonne wieder schein'n
Du stehst auf mit jedem neuen Tag
Weil du weißt, dass die Stimme –
Die Stimme in dir sagt //

Da ist jemand, der dein Herz versteht
Und der mit dir bis ans Ende geht
Wenn du selber nicht mehr an dich glaubst
Dann ist da jemand, ist da jemand,
Der dir den Schatten von der Seele nimmt
Und dich sicher nach Hause bringt
Immer wenn du es am meisten brauchst
Dann ist da jemand, ist da jemand //

Aus: Adel Tawil, Ist da jemand
auf: So schön anders



Illustration: Patrick Schoden // Copyright: Polydor Island Group; Text: Ali Zuckowski, Nicolas Rebscher, Nobility Tawil, Simon Triebel

Fotos: Titelseite: photocase, gebiott // S. 3 privat

Liebe Leserinnen und Leser,

die Corona-Pandemie, die Hochwasserkatastrophe in NRW und Rheinland-Pfalz, die in Afghanistan vor den Taliban flüchtenden Menschen – Leiden an Körper und Seele sowie das Beklagen von Toten eint die Ereignisse. Sie alle rütteln am Kern christlichen Glaubens. Denn immer stellt sich die Frage des Warum. Und immer bleibt die Frage, wie wir in unserem Alltag Schicksalsschlägen begegnen. Auch wie wir in ihnen mit Gott streiten.

Das Oberthema dieser Ausgabe widmet sich Menschen, die ganz verschieden verletzt wurden oder mit dem Leiden anderer Menschen konfrontiert wurden. Die sich auch aufgefangen fühlen durften, weil ihnen andere zur Seite standen. Oder, die sich im Miteinander aufrichten konnten.

Seit drei Jahren erscheint die Zoé mittlerweile als ein Begleiter für Religionslehrkräfte. Für uns ist es der Zeitpunkt, einmal genauer nachzufragen, was Sie sich von uns wünschen. Dazu ist eine Befragung von Leserinnen und Lesern in Vorbereitung. Nähere Informationen dazu finden Sie auf Seite 31. Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme!

Und nun viel Freude beim Lesen!



Rainer Middelberg
Chefredakteur

zoé – leben mit anderen augen sehen

Das Magazin für Religionslehrerinnen und -lehrer in den (Erz-)Bistümern Berlin, Hildesheim und Osnabrück. Mehr Infos: www.zoe-magazin.de

zoé bezeichnet in der altgriechischen Sprache physisches Leben im Gegensatz zum Tod. Dabei geht es aber nicht nur um die Frage, wie und wodurch man lebt, sondern auch woraus und wozu. Im Neuen Testament ist Jesus selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6), das er schenkt. Diese Zeitschrift möchte diese Dimensionen von zoé miteinander verknüpfen und erforschen.

September 2021

Nr. 10 AUFFANGEN

Titelthema

4

Wenn der Platz leer bleibt

Der sensible Umgang mit dem Tod von Schülern an einem Gymnasium in Hildesheim

10

Vorsicht, Hochspannung!

Christlichen Religionsunterricht erteilen

12

„Ich plane mein Leben, trotz allem!“

Eine junge Frau und ihre Familie zum Umgang mit einem schweren Gendefekt

16

Pate der Poeten

Udo Lindenberg unterstützt Nachwuchsmusiker

18

Schuldlos und ratlos

Hiobs Prüfung und seine menschliche Reaktion

22

Anpacken nach der Flut

Hilfe für Flutopfer mit Engagement und Emotionen

24

Fragestunde mit Prof. Dr. Hildegund Keul

Ein Riss in der Rüstung

28

Eine Verabredung mit dem Wald

Wie Waldbaden hilft, zu sich selbst zu kommen

9

Ich packe meine Schultasche

Was einen Religionslehrer im Beruf antreibt

17

Glück gehabt / Dumm gelaufen

32 Auszeit // 34 Aufgelesen

Wenn der Platz leer bleibt

Der Tod eines Schülers oder einer Schülerin ist naturgemäß eine Extremsituation. Das Gymnasium Marienschule in Hildesheim musste das mehrfach erfahren. Das Kollegium hat dabei gelernt, gut koordiniert und sehr sensibel zu reagieren

gst du dich //

ent?
ent?
ich glaubt?
d?
der Seele nimmt?
se bringt?
rklich braucht?
nd? //

Gesichter
e lässt das Licht
n Herz ist taub
s und eins gleich
ver dabei ist
eine Worte brau

en ist
and

erstu

nach su

ein'n

on T

e-

Jeden Tag zu zweit am Tisch.
Doch plötzlich eine Leerstelle –
wie in dieser Retusche



Zwei große Kerzen werden in die Kirche getragen. Freunde entzünden sie mit dem Licht der Osterkerze. Es folgen einige Worte zu Florian, den lebenslustigen Jahrgangssprecher und Handballspieler, der im November bei einem Bahnunfall ums Leben gekommen ist. Auch an Anna, die mit Florian gut befreundet war und im März nach vielen Jahren ihrer Krebserkrankung erlegen ist, wird liebevoll erinnert. Es folgt Musik. Erst dann beginnt der Abiturgottesdienst, in dem eigentlich auch Florian und Anna ihr Abitur feiern wollten.

Noch jetzt fällt es Claudia Scholz und Barbara Neuhaus schwer, über die Ereignisse aus den Jahren 2016 und 2017 zu sprechen. Die Augen werden feucht, Worte stocken. Schon das Zuhören tut weh, wenn man währenddessen die Schmerzen der Mütter sieht. Doch sie sind nicht hier, weil sie über ihre Trauer sprechen möchten, sondern darüber, wie getragen sie sich bis heute in ihrer Trauer durch die Schule fühlen. Beispielhaft an diesem Ort, der Kapelle der Schule. Schon fast sinnbildlich fällt an diesem Tag nur wenig Licht durch die doch so farbenfrohen Fenster.

An der Marienschule, einem katholischen Gymnasium in der Altstadt Hildesheims, hat der Tod allein von fünf Schülerinnen und Schülern innerhalb von fünf Jahren dafür gesorgt, dass man sehr vorbereitet auf so ein Schicksal reagiert. Das war 2016 nicht absehbar. Annette Handzik hatte gerade erst als Referentin beim Schulpastoralen Zentrum in Hildesheim begonnen, als an einem Wochenende der Unfall von Florian passierte. „In diesen Tagen stürzte die Situation über uns alle herein“, erinnert sie sich. Was

war in der Nacht, in der Florian noch allein in einen Club wollte, genau passiert? Die Sachlage war unübersichtlich, auch wenn allen klar war, dass es ein Unfall gewesen sein musste. Die Nachricht über seinen Tod verbreitete sich per WhatsApp schnell. „Wir haben montags um 8 Uhr zuerst einmal alle Schülerinnen und Schüler in unsere Kapelle geholt, um einen Moment des Sammelns und Sich-Erinnerns zu ermöglichen. Auch wollten wir allen einen Mindestkenntnisstand vermitteln“, berichtet Handzik. Zwei Tage später gab es eine Abschiedsfeier in der Schule.

Kondolenzbuch tröstlich, auch wenn viele Tränen flossen

In ein für alle zugängliches Kondolenzbuch konnten sich Schülerinnen und Schüler ebenso wie Lehrkräfte und sonstige Mitarbeiter eintragen, Gefühle äußern und Grüße senden. Dieses Buch wurde später seinen Eltern übergeben. „Wir haben oft darin gelesen. Die Einträge waren für uns sehr tröstlich, auch wenn dabei viele Tränen geflossen sind“, sagt Claudia Scholz. „Dabei konnten wir Florian noch einmal in seinem Alltag erleben.“

Das gelang Annas Eltern lange Zeit nicht. Ihr Schmerz saß zu tief. Anna war die Älteste von vier Kindern. Während der dritten Klasse tauchte der Krebs ein erstes Mal auf. Es folgten wechselvolle Jahre: Chemotherapie, lange Zeit Unterricht zu Hause, später auch in der Schule. Freunde und Lehrkräfte wussten immer Bescheid. 2015 brach der Krebs erneut aus. Dennoch: Im Januar 2017 legte Anna die beste Chemieklausur des Jahrgangs hin. Für die Abiturklausur wurde ein eigener Raum für sie vorbereitet,



Barbara Neuhaus und Claudia Scholz (v. l.) verloren beide ein Kind



Lehrer wurden nur für ihre Betreuung organisiert. Doch einen Tag vor der Physik Klausur kam die Gewissheit: Sie hatte keine Chance mehr. „Da hat sie gesagt: ‚Ich will nicht mehr‘“, erinnert sich Barbara Neuhaus. Freunde kamen. „Es waren 60 Leute im Wohnzimmer. Alle haben sie gesegnet, manche sind 24 Stunden bei uns geblieben. Bis sie dann gestorben ist.“ Jahr für Jahr blühen im Frühling Blumen ihres Jahrgangs auf ihrem Grab.

Der offene und wohlüberlegte Umgang mit den Todesfällen ist offenkundig Teil einer empathischen Schulkultur. „Was zum Beispiel guttut, ist dieses ehrliche Nachfragen. Erst vergangene Woche fragte Klaus Neumann, der Schulleiter, wie es uns geht“, erzählt Barbara Neuhaus. „Es ist für uns als Eltern und für die Geschwister gut zu wissen, dass dieser Verlust unverändert präsent ist und Rücksicht genommen wird.“ Claudia Scholz lenkt den Blick weiter: „Das muss man sich vorstellen: Unmittelbar nach Annas Tod haben die Mitschüler trotzdem ihre Abiklausuren geschrieben. Im Umgang mit dem Tod unserer Kinder und mit der Trauer der engsten Freunde oder auch der Geschwister haben diese Schüler vieles gelernt, was in keinem Abiturzeugnis steht.“

»Vieles gelernt,
was in keinem
Abiturzeugnis steht«



Annette Handzik und Elisabeth Littmann (v. l.)

Ein sensibles Füreinander und Miteinander durchzieht sämtliche Gespräche. Auch Schüler, die Todesfälle etwa in Parallelklassen erlebt haben, berichten das. Naturgemäß ist dort die Betroffenheit eine andere und der Übergang in die Normalität vollzieht sich schneller. Doch die Begleitung durch die Schule scheint immer wieder durch.

Genau für die sorgt eine enge Zusammenarbeit des Teams religiöses Schulleben mit dem Schulpastoralen Zentrum des Bistums. Dem Team religiöses Schulleben gehören vier Lehrkräfte an, darunter Elisabeth Littmann und Schulleiter Klaus Neumann. Das Team trifft sich einmal die Woche, um Gottesdienste oder Aktionen etwa zur Fastenzeit zu besprechen. „Wir haben einen Notfallkoffer, in dem auch eine Tischdecke, Kerzen, Feuerzeug und ein Kondolenzbuch enthalten sind“, berichtet Elisabeth Littmann. „Auch wenn es sich banal anhört: Es entlas-



In der Klasse von David Kappermann und Cornelia Grams immer dabei: Kathis Teddy



»Wir brauchten nichts zu organisieren, sondern konnten uns um unsere Klasse und unsere eigene Trauer kümmern.«

tet, dass wir im Bedarfsfall schnell mit diesen Materialien einen Trauertisch erstellen können. Da geht keine Zeit verloren, die wir sinnvoller nutzen können.“ Annette Handzik vom Schulpastoralen Zentrum wiederum unterstützt die Lehrkräfte als in der Trauerarbeit erfahrene Seelsorgerin.

Auf diese Zusammenarbeit konnten sich auch Cornelia Grams und David Kappermann verlassen. Als Klassenlehrerteam sahen sie sich erst im März dieses Jahres mit einem Todesfall in ihrer siebten Klasse konfrontiert. Kathi litt unter einer genetisch bedingten Stoffwechselerkrankung. „Trotz ihrer langen Leidensgeschichte war sie ein sehr lebensfrohes Mädchen“, erzählt David Kappermann. Im Jahr zuvor konnte Kathi lange Zeit die Schule nicht besuchen. „Dafür haben wir mit den Eltern Einzelunterricht außerhalb der Schule organisiert“, so Grams. Ab Herbst dann die langsame Heranführung an den Unterricht innerhalb der Schule.

Schüler sollten Nachricht geschützt zu Hause erhalten

Doch ein Virus, den Kathi sich im Winter eingefangen hatte, ließ ihren Körper abbauen. Sie starb freitags, bevor die Corona-Pandemie wieder einen Unterricht in der Schule zuließ. „Die Schülerinnen und Schüler hatten sich also über Monate nicht gesehen. Sie sollten alle diese Nachricht geschützt zu Hause erhalten. Des-

halb haben wir an dem Wochenende eine E-Mail an die Eltern geschrieben“, berichtet Kappermann. Montags und dienstags – im Wechselunterricht war die Klasse ja in zwei Gruppen geteilt – begann der Tag jeweils mit einer offenen Zeit zum Erinnern und Trauern in der benachbarten Kreuzkirche. Bis dahin war mit dem Team religiöses Schulleben schon alles Nötige besprochen. Diese Kollegen standen den Kindern auch als Ansprechpartner zur Verfügung. „Wir konnten uns als Klassenlehrerteam gegenseitig stützen. Das war eine Erleichterung“, betont Grams. „Wir brauchten nichts zu organisieren, sondern konnten uns um unsere Klasse und unsere eigene Trauer kümmern. Unser Schulleiter meinte nur: ‚Wenn Sie ein paar Tage für sich brauchen, dann nehmen Sie sich die. Das kriegen wir hin.‘“

Die Trauer und das Erinnern sind auch in dieser Klasse nicht nach wenigen Tagen verschwunden. Im Gegenteil. Als Kathi die Schule krankheitsbedingt nicht besuchen konnte, hatte die Klasse ihr einen Teddy und die in der Schule für jede Klasse obligatorische Klassenkerze geschenkt. Genau diesen Teddy nun übergab die Familie nach Kathis Tod der Klasse. Unverändert hat er in der Klasse einen Platz, im Grunde Kathis Platz.

TEXT: RAINER MIDDELBERG

FOTOS: MARIUS JACOBY

Ich packe meine Schultasche

Im Religionsunterricht nachdenken und diskutieren lernen.
Über Gott und die Welt – und über sich selbst.
Warum ich meinen Beruf liebe. Gedanken von Gabriel Haller

Das hat mich zu meinem Studium inspiriert:

Reisen. Nach dem Abitur wusste ich nicht, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Eines aber wusste ich: Ich wollte die Welt sehen und ich wollte die Weltsprache Englisch fließend sprechen lernen. Also ging ich zuerst für sechs Monate nach England und danach für acht Monate nach Australien. Dort besuchte ich Kirchen immer in der Nähe meines Wohnortes. Das waren Baptisten und Freikirchen. Deren Begeisterung für den Glauben hat sich auf mich übertragen. Gleichzeitig merkte ich, dass diese Christen in vielen Punkten andere Ansichten als die Katholiken haben. Ich wurde neugierig und beschloss selbst Theologie zu studieren.

Diese Schülerfrage bzw. Situation ist mir im Gedächtnis geblieben:

Eine Schülerin in der 11. Klasse sagte einmal: „Wenn ich sterbe, stirbt auch Gott. Denn Gott ist ein Gedanke in meinem Kopf.“ Viele Jugendliche in Berlin denken so. Für mich als Religionslehrer sind

solche Aussagen Herausforderungen und Chance. Es ergeben sich daraus meist spannende Diskussionen.

Das habe ich für mich aus dem Umgang mit Schülerinnen und Schülern gelernt:

Ein Kampfsportlehrer hat einmal gesagt: „Richtig Judo lernst du erst, wenn du es selbst lehrst.“ Da stimme ich voll zu. Ich habe meinen Glauben und viele theologische Fragen besser verstanden, als ich mich darauf vorbereitete, sie meinen Schülern zu erklären. Ich habe auch gelernt, zuzuhören und komplexe Sachverhalte mit einfachen Worten wiederzugeben. Aber da kann ich mich definitiv noch weiter verbessern.

Mit meinem Religionsunterricht bin ich zufrieden, wenn ...

Schülerinnen und Schüler viele Fragen stellen! Und wenn ich das Gefühl habe, dass das, was im Unterricht besprochen wurde, mit dem Alltagsleben der Schülerinnen und Schüler korreliert.

Meine Arbeit als Religionslehrer lohnt sich, weil ...

sie mich erfüllt und weil sie dazu beiträgt junge Menschen auf der Suche nach sich selbst und nach Gott zu begleiten.



Gabriel Haller unterrichtet katholische Religion in Berlin. Er ist an der Katholischen Schule Salvator und am Heinz-Berggruen-Gymnasium tätig. In der Großstadt lebt er seit drei Jahren, er kommt ursprünglich aus einem Bergdorf in Südtirol.

Vorsicht Hochspannung!

Christlichen Religionsunterricht erteilen

Ein transparenter Umgang mit der persönlichen Religiosität von Lernenden und Lehrenden sowie mit institutionellen und individuellen konfessionellen Unterschieden kann den Blick auf den elementaren Kern des Christlichen schärfen. Ein Meinungsbeitrag von Prof. Dr. Jan Woppowa

Spiritualität, Positionalität, Konfessionalität: Solche Schlagworte sind aktuell wieder hoch im Kurs, wenn es um die Zukunft des Religionsunterrichts geht. Aus Sicht der Unterrichtspraxis sind damit keine geringen Herausforderungen verbunden und wohlüberlegte didaktische Interventionen gefragt, wenn Religionslehrerinnen und Religionslehrer ihre eigene Position im Unterrichtsprozess transparent machen wollen.

Aus institutioneller Sicht werden damit nicht selten (zu) hohe Erwartungen aufgerufen. Insbesondere in Verbindung mit dem Modell der konfessionellen Kooperation wird oftmals von Religionslehrkräften beider Konfessionen gefordert, ihr konfessionelles Bewusstsein zu schärfen, um dem erteilten Unterricht ein konfessionelles Profil geben zu können. Das aber provoziert die Rückfrage, um welches Profil es dabei eigentlich gehen soll oder kann.

Religionslehrerinnen und Religionslehrer agieren in einer Spannung zwischen individueller Religiosität und institutioneller Identität. Das produziert

mitunter Konflikte, Überforderungen und Enttäuschungen – nicht zuletzt angesichts der aktuellen Glaubwürdigkeitskrise einer Kirche, die als System oftmals weit hinter dem zurückbleibt, was sie selbst bezeugt oder bezeugen soll. Aus Sicht der Professionstheorie befinden sich Lehrkräfte mit ihrem schulischen Handeln schon immer in einer strukturellen Antinomie, einer nicht auflösbaren

»Aus diesem Dilemma der Selbstpositionierung zwischen institutioneller Bindung einerseits und individueller religiös-spirituelle Freiheit andererseits gibt es keinen Ausweg.«

Widersprüchlichkeit. Beispielsweise dann, wenn sie Kinder und Jugendliche zu mündigen Menschen bilden wollen, sie zugleich aber einem System der Disziplinierung und Zensur unterwerfen müssen. Im Religionsunterricht treten Lehrkräfte einerseits als kirchlich Bevollmächtigte auf, sollen sogar institutionelle Bürgen und Brückenbauer sein. Andererseits wird von ihnen verlangt, ihre individuelle Spiritualität, Konfessionalität und Kirchlichkeit sichtbar zu machen, mit der sie sich mittlerweile nicht selten in großer Distanz zu der sie beauftragenden Kirche befinden.

Aus diesem Dilemma der Selbstpositionierung zwischen institutioneller Bindung einerseits und individueller religiös-spirituelle Freiheit andererseits gibt es keinen Ausweg. Das heißt, in und mit dieser Spannung ist eine religiöse Bildung zu realisieren, die diese Spannung nicht verschweigt oder zu entladen versucht, sondern vielmehr zum bildenden Antrieb werden lässt. Denn religiöse Identität wird nicht in der bloßen Übernahme bestehender religiöser Formen

»Sich hier und da mit den eigenen, auch sperrigen existenziellen Wahrheiten sichtbar zu machen, ist eine der wertvollsten und zugleich notwendigen Aufgaben religiöser Bildung.«



Fotos: photocase.com, Selenaeos // privat

oder Formeln gebildet, sondern in ihrer kritischen Anverwandlung. Auch das können Schülerinnen und Schüler von einer transparenten Positionalität ihrer Lehrerinnen und Lehrer lernen und genau darin scheint das dynamische Profil eines konfessionellen Religionsunterrichts auf. Hierin liegt zudem die Chance eines überkonfessionellen christlichen Religionsunterrichts, sofern er ganz bewusst die individuelle Religiosität von Lernenden und Lehrenden ins Licht hebt, sofern er institutionelle wie individuelle konfessionelle Differenzen und Besonderheiten didaktisch sprechen lässt und sich aus einer konfessionellen Heterogenität heraus auf eine ökumenische Suchbewegung nach dem elementaren Kern des Christlichen macht. Dadurch sind die eigene Konfessionalität oder spirituelle Praxis von Lehrkräften zwar herausgefordert und mitunter auch angefragt. Es lässt sich aber auch etwas gewinnen: Klarheit über den eigenen Standpunkt und die eigene Perspektive des Unterrichtens, Souveränität für das überkonfessionelle Gespräch, neue Impulse für die eigene Spiritualität und nicht zuletzt eine an der Mehrperspektivität dieses Unterrichts erprobte Freiheit zu einer ausdrücklich kritischen Identifikation mit religiösen Traditionen und Institutionen.

Religionslehrende sehen sich damit vor der spannenden und spannungsgeladenen Aufgabe, die eigene Religiosität und spirituelle Praxis ständig neu herauszufordern und herausfordern zu lassen. Sie können und sollen sich dabei aufpassen und ermutigt fühlen von einer größeren Gemeinschaft Gleichgesinnter. Sich hier und da mit den eigenen, auch sperrigen existenziellen Wahrheiten sichtbar zu machen, ist eine der wertvollsten und zugleich notwendigen Aufgaben religiöser Bildung.

TEXT: JAN WOPPOWA



Prof. Dr. Jan Woppowa ist Professor für Religionsdidaktik am Institut für Katholische Theologie an der Universität Paderborn



Barbara und Clemens Brauner mit Juliane. Ihre ältere Schwester Kathrin, konnte leider nicht zu dem Termin kommen

»Ich plane mein Leben, trotz allem«

Juliane Brauner leidet an einem sehr seltenen Gendefekt. Trotz Erkrankung und Einschränkungen scheint sie tief in sich zu ruhen. Der Zusammenhalt in der Familie mag hier ein Schlüssel für einen starken Umgang mit dem Schicksal sein

Natürlich weiß ich nicht, was in zehn Jahren ist“, sagt Juliane Brauner ruhig. Sie krault dem Familienhund Aila, einem fünf Jahre alten Beagle, das Fell. „Das ist aber bei jedem anderen auch so. Dennoch plant jeder sein Leben. Ich auch, trotz allem.“ Trotz Schimke-Syndrom. Die 27-Jährige – blonde Haare, große Brille – spricht unaufgeregt. Sie scheint tief in sich zu ruhen. Sie wirkt nicht, als würde sie ihre schwere Generkrankung ausblenden. Denn die ist immer präsent. Sie geht mit Kleinwuchs, einem anfälligen Immunsystem, Nierenversagen und als Folge mit vielen Einschränkungen von Geburt an einher. Nein, Juliane Brauner strahlt Sicherheit aus, die Krankheit als ihr Schicksal angenommen zu haben. Auch wenn damit eine verminderte Lebenserwartung verbunden ist. Erst im März ist ihre Schwester Miriam mit 31 Jahren gestorben. Auch sie litt unter dem Schimke-Syndrom. Die Krankheit hatte zuletzt eine Herzoperation erfordert. Doch wenige Tage nach dem Eingriff starb Miriam.

Gemeinsam mit der Krankheit leben lernen

Wir sitzen gemeinsam mit Julianes Eltern Barbara (64) und Clemens Brauner (69) im Wintergarten des Altbaus aus roten Backsteinen, mit Parkettboden, hohen Decken und Türen. Ein kleines Idyll zwischen eher schmucklosen Bauten der Nachkriegsjahre unweit des Welfengartens in Hannover. Um Idylle geht es in dem Gespräch aber nicht. Eher dreht es sich um das

Leben mit einer Krankheit und das Engagement für andere Kranke und ihre Familien.

Dazu der Blick zurück ins Jahr 1995: Clemens ist Arbeitspädagoge in einer Werkstatt für behinderte Menschen, Barbara Lehrerin für Religion und Englisch. Sie haben drei Kinder: Kathrin (10), Miriam (6) und Juliane (1). Während Kathrin gesund aufwächst, ist Miriam oft auffällig blass. Schon früh wird sie an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) behandelt. Sie leidet an Bluthochdruck und Ärzte diagnostizieren eine Nierenerkrankung, die mit hochdosiertem Kortison behandelt wird. Ohne Erfolg. Während eines Kuraufenthalts erleidet Miriam mit zehn Jahren ein Nierenversagen und wird Dialysepatientin. Ein Jahr später wird ihr in der MHH eine Spenderniere ihrer Mutter implantiert. Doch die Hoffnung, dass damit die Probleme überwunden sind, trügt. Nach und nach zeigt sich, dass nicht nur die Niere geschädigt ist. Viel später, erst im Jahr 2002, bringt eine Genuntersuchung den Nachweis, dass das Schimke-Syndrom die Ursache ist. Eine sehr seltene Multiorganerkrankung, von der es Schätzungen zufolge weltweit rund 300 Fälle gibt. Zwei davon aber in Hannover.

Denn auch Juliane zeigt Symptome wie Miriam und muss schon mit acht Jahren an die Dialyse. Ihre Mutter hat ja bereits eine Niere gespendet, ihr Vater kommt als Spender nicht infrage. Nach 14 Monaten mit täglicher Bauchfelldialyse zu Hause, die von Vater oder Mutter durchgeführt wird, bekommt sie ein Spenderorgan.



Ohne Illusionen über die Zukunft, aber mit innerer Stärke –
Juliane Brauner

„Wir haben als Eltern ständig in Sorge um Miriam und Juliane gelebt“, erzählt Barbara Brauner. „Lange Zeit wussten die Ärzte ja gar nicht, was die Ursache für die Krankheiten war.“ Für Miriam und Juliane wiederum prägten schon im Grundschulalter Einschränkungen das Leben: von strenger Diät über die Sorge vor Infektionen bis zum reglementierten Treffen mit Freunden. Von ständiger Erschöpfung ganz zu schweigen. Und Kathrin, die älteste Schwester? Sie musste immer wieder zurückstehen und „vernünftig sein“. Ihre Schwestern zogen schon zwangsweise Aufmerksamkeit und Zeit auf sich, während sie selbst die Rolle der großen Schwester annahm und schon früh Hilfsbereitschaft und Verantwortungsgefühl entwickelte.

Leid kann man nicht aufwiegen

Ausführlich beschreiben die Eltern die Ereignisse. Über manches Detail aus der Erinnerung wird hart gerungen. Schon daran fällt auf, dass hier eine sehr aufwühlende gemeinsame Familiengeschichte erzählt wird. Viele Familien zerbrechen an solchen Schicksalsschlägen. Ohne dass sie es betonen, scheint dagegen bei den Brauners eben der Zusammenhalt der Familie, aber auch

das Ringen miteinander ein Schlüssel für einen starken Umgang mit dem Schicksal zu sein. „Natürlich haben wir mit vielen Dingen gehadert. Und es sind oft Tränen geflossen“, sagt Clemens Brauner. „Leid kann man aber nicht aufwiegen.“

Eine Stütze war daneben der Verein Selbsthilfe nierenkranker Kinder und Jugendlicher. Das vorrangige Ziel des Vereins ist der Erfahrungsaustausch zwischen Eltern, Kindern und Jugendlichen untereinander. Angesiedelt ist der Verein an der MHH, die führend etwa bei Transplantationen im Babyalter ist. Kurz nach dem Eintritt in den Verein im Jahre 2000 übernahm Clemens Brauner bereits Verantwortung im Vorstand. Seitdem bietet er einmal im Monat ein Elterncafé für Eltern, deren Kinder stationär in der Klinik behandelt werden. Oft kommt nur eine Handvoll Personen. „Aber alle Eltern von chronisch nierenkranken Kindern wissen um die existenziellen Fragen und Nöte. Daher kommt man sich sehr schnell sehr nahe“, beschreibt Clemens Brauner. Dabei geht es weniger um die Erkrankungen selber, sondern um den Umgang damit: Wie ist mit Fehlzeiten in der Schule umzugehen? Wie gelingt es, die Geschwister nicht aus den Augen zu verlieren? Unter anderem deshalb organisiert der Verein auch Ferienfreizeiten für nierenkranke Kinder und Jugendliche mit



Aus: Phil Bosmans, Worte zum Menschsein, Herder Verlag, mit freundlicher Genehmigung der Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Breisgau

ihren Familien, Seminare für Geschwister sowie für Mütter und vermittelt Kontakte zu anderen betroffenen Familien.

In all der Betroffenheit betont Barbara Brauner aber auch: „Ich kann als Mutter nicht das Leben meiner Kinder leben. Ich vertraue, dass es gelingt, und bin da, wenn sie mich brauchen.“ Das hört sich abgeklärt an. Dass hinter dieser Einsicht aber viele schwierige Momente stehen, lässt ein anderer Satz über ihren Beruf erahnen: „Aus all den privaten Erfahrungen heraus konnte ich als Lehrerin vielleicht mehr Empathie für Familien aufbringen, die es auch schwer haben. Ich bin sicher nachsichtiger mit anderen geworden.“

Juliane wiederum setzt sich etwa dafür ein, dass jeder Mensch seinen Standpunkt zum Thema Organspende findet – dafür oder dagegen. „Für mich als gläubige Christin ist die Bereitschaft zur Organspende ein Akt der Nächstenliebe.“ Sie selbst hat ihr Spenderorgan seit 18 Jahren. Durchschnittlich hält eine Transplantatiere 15 Jahre. Sie arbeitet als Sozialassistentin in einem Kinderhort, wohnt einige Häuser von den Eltern entfernt mit ihrem Freund zusammen – und plant ihr Leben.

TEXT: RAINER MITTELBERG

FOTOS: MARIUS JACOBY



Mit Aila drehte Miriam täglich ihre Runden durch den nahe gelegenen Park und pflegte viele Kontakte. Das Foto erinnert an sie

LASST UNS EINE OASE SEIN,
WO MAN BEGEISTERT IST VOM
LEBEN, VON JEDEM LEBEN,
AUCH VON DEM LEBEN, DAS
SEHR VIEL MÜHE KOSTET. //

Phil Bosmans

Selbsthilfe nierenkranker Kinder und Jugendlicher e.V. mit Mitgliedern aus ganz Norddeutschland

Der Selbsthilfverein will den Erfahrungsaustausch zwischen Eltern, Kindern und Jugendlichen untereinander fördern. Dem Verein gehören rund 150 Mitglieder aus ganz Norddeutschland an. Der größte Teil der Kinder, vom Säuglingsalter bis zur Erwachsenengrenze, wird durch die Kinderklinik der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) betreut. Der Verein bietet betroffenen Eltern einmal monatlich ein Elterncafé, beschäftigt eine Musiktherapeutin, organisiert Ferienfreizeiten für nierenkranke Kinder und Jugendliche mit ihren Familien und vieles mehr. Zudem finanziert der Verein zwei Wohnungen, in denen Eltern während der Behandlung ihrer Kinder auf dem Klinikgelände wohnen können. Schirmherr des Vereins ist der Kabarettist Matthias Brodowy. **INFOS:** www.nierenkinder.de

Pate der Poeten

Udo Lindenberg hat mit seiner Stiftung kürzlich den Panikpreis 2021 verliehen. Dieser Nachwuchspreis kürt Musiker, die unabhängig von ihren Musikstilen mit ihren Texten überzeugen



Der Mai gehörte ihm. Kaum ein großes Magazin, TV- bzw. Hörfunksender oder Onlinemedium kam in diesem Jahr am 75. Geburtstag von Udo Lindenberg vorbei. Ende Juli stand nicht mehr der Meister im Fokus. Nun wurde der Panikpreis 2021 verliehen. Das ist der Nachwuchswettbewerb für Songschreiber und junge Bands, den die Udo-Lindenberg-Stiftung ausrichtet. Ronja Maltzahn und ihr BlueBird Orchestra gewannen unter dem Motto #machdeinding.

Abseits der Folklore um Udo Lindenberg, die Posen mit Hut, Zigarre und Sonnenbrille sowie das Image des ewigen Rockstars, sind die Stiftung und der Wettbewerb ein Ort für freie, selbstbewusste Denker. Lindenberg gründete die Stiftung vor nun 15 Jahren in Calw, der Geburtsstadt von Hermann Hesse. Denn ihm, seiner Poesie und Weltsicht fühlt sich er besonders verbunden.

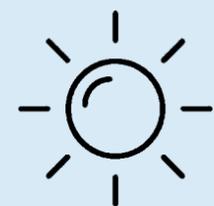
Und wie Hesse für die Opfer des Krieges und gegen aufkeimenden Antisemitismus eintrat, steht bei Lindenberg seine antimilitaristische und von Grund auf tolerante Haltung. Entsprechend ist das Ziel des Wettbewerbs, „neue Wege gegen das Mitmarschieren in der Masse zu suchen, provokant zu schreiben und sich nicht anzupassen an den Superstar-Schrott“. Mit Erfolg. Insgesamt 229 Bewerberinnen und Bewerber hatte es dieses Jahr gegeben. Einzige Vorgabe war, die Texte mussten überwiegend auf Deutsch sein.

Schon vor dem Finale hatte Sprecher Arno Köster betont, „dass die Texte radikaler, politischer, inhaltlicher waren als in den Vorjahren.“ Und: „So hoch wie in diesem Jahr war das Niveau noch nie.“ MOLA, Ronja Maltzahn, Tyna, Zwo Eins Risiko, Von Welt und Rami Hattab – diese

Musikerinnen und Musiker haben bislang vermutlich wenige Menschen auf dem Zettel. Vielleicht ändert sich das nun.

Die Musikstile sind extrem bunt, die Themen vielfältig. Vor allem aber sind viele Texte stark. So ist „Plastik“ von Zwo Eins Risiko eine radikale Antwort auf die tödliche Plastikverschmutzung der Meere. Oder „Viel passiert“ von Rami Hattab – eine fein formulierte, aber gleichzeitig harte autobiografische Beschreibung seines Lebens als Sohn einer alleinerziehenden Mutter. Lyrik auf den Punkt, aus dem Leben, nicht aus dem Poesiealbum. Wie bei Lindenberg. Und das aus dem Geist seines Vorbilds Hermann Hesse. Denn: „Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen. Er will uns Stuf‘ um Stufe heben, weiten.“

TEXT: RAINER MITTELBERG



Glück gehabt

Man ist nie zu klein, um großartig zu sein – das erlebten Schülerinnen und Schüler in Meppen. Und wurden dafür ausgezeichnet

Als im vergangenen Herbst im Religionsunterricht beim Thema „Werde Licht!“ berühmte Lichtbringer wie St. Martin und St. Luzia in den Blick genommen wurden, wollten unsere Drittklässler deren Beispiel folgen. Sie wollten älteren Menschen eine Freude bereiten und für Abwechslung sorgen im von Corona geprägten Alltag ohne Besuchsmöglichkeiten. Das benachbarte Altenheim Marienhaus begrüßte die Idee. So schmückten die Kinder Tütchen und füllten sie mit Tee, Plätzchen, einer adventlichen Geschichte und einem Segensspruch. Eine Umzugskiste wurde zu einer Lichtbringerkiste voller Geschenke. Beim Überreichen standen viele Marienhausbewohner an den Fenstern. Sie winkten mit einem Lachen den Lichtbringern zu, die ebenso fröhlich zurückwinkten. Besonders berührte am folgenden Tag der emotionsreiche Anruf einer dankbaren Bewohnerin. Unsere Schülerinnen und Schüler haben erfahren, was es bedeutet und wie es sich anfühlt, barmherzig zu sein. Und auch, dass andere das Engagement honorieren. Denn einige Zeit später wurden sie unverhofft durch den Landkreis Emsland geehrt, der einmal im Jahr ehrenamtliches Engagement auszeichnet. So sind unsere Lichtbringer „Kleine Alltagshelden 2020“.



Marion Rednik ist Schulleiterin an der Overbergschule in Meppen

Foto: Tine Acke

Fotos: privat



Dumm gelaufen?

Oft besitzen Schüler verborgene Talente. Manchmal aber auch ihre Eltern, wie Julia Schulz in ihrer Grundschulklasse erlebte

In der ersten Klasse stand im Deutschunterricht eine Lernwörterüberprüfung auf dem Plan. Ganz artig und mit viel Grübeln schrieben die Schülerinnen und Schüler ihre gelernten Wörter auf, nachdem diese diktiert wurden. Ein ansonsten eher lernschwaches Kind musste über Nacht zum Genie geworden sein. Die Leistungen bei den differenzierten Hausaufgaben waren hervorragend und fehlerfrei. Ein Test hingegen nicht. Es folgte eine Spurensuche.

Ein Gespräch mit der Mutter ergab, dass sie der Meinung war, ihr Kind besitze ein verborgenes Talent. Bei mir überwog hingegen zartes Misstrauen. Doch das Kind legte erneut eine Hausaufgabe vorbildlich, ordentlich und ohne Fehler vor.

Es kam, wie es kommen musste: Ich gab dem Kind im Unterricht einen linierten Zettel mit der Bitte, noch einmal fünf erlernte Wörter der Hausaufgaben aufzuschreiben. Resultat: Es standen nicht fünf Wörter auf dem Blatt, sondern nur fünf einzelne Buchstaben ohne Zusammenhang. Nun war klar, wer hier ein verborgenes Talent besaß: die Mutter des Kindes. Und das Talent ihres Kindes? Das sitzt nur tiefer. Das finden wir auch noch.



Julia Schulz ist Lehrerin unter anderem für Deutsch und Religion an der Grundschule Hardeggen



JA, ICH HOFFTE AUF GUTES, DOCH BÖSES KAM;
ICH HARRTE AUF LICHT, DOCH FINSTERNIS KAM.

Hiob 30,26

Schuldlos und ratlos

Hiob war gottesfürchtig, „untadelig und rechtschaffen“ (Hiob 1,1). Dennoch prüfte Gott ihn. Er nahm ihm alles – seinen Reichtum, seine Familie und seine Gesundheit. Zwar löst sich am Ende der Erzählung alles Unglück in Wohlgefallen auf. Die Grundfrage des Hiobbuches aber bleibt bestehen und aktuell: Wie kann solch schweres Leid einem schuldlosen Menschen geschehen?

Die Gestalt, das Sprechen und Handeln Hiobs konfrontiert uns aber nicht nur mit der Frage menschlicher Schuld und

Sünde, sondern eben auch mit einer Grunderfahrung des Menschseins schlechthin. In Hiob begegnet uns ein leidender Mensch. Hiob leidet an seinem Schicksal; er fühlt sich ungerecht behandelt; weitgehend tatenlos muss er sein Unglück mit ansehen; etwas oder jemand greift zu seinem Schaden und auf unvorhergesehene Weise in sein Leben ein, das für ihn nun kein Leben mehr ist. Ohnmacht, Unverständnis und Ratlosigkeit stellen sich ein.

Illustration: Patrick Schoden



Schmerz und Ohnmacht

Hiob 2,11-13 und 42,5-6

Die drei Freunde Hiobs hörten von all dem Bösen, das über ihn gekommen war. Und sie kamen, jeder aus seiner Heimat: Elifas aus Teman, Bildad aus Schuach und Zofar aus Naama. Sie vereinbarten hinzugehen, um ihm ihre Teilnahme zu bezeigen und um ihn zu trösten. Als sie von fern aufblickten, erkannten sie ihn nicht; sie schrien auf und weinten. Jeder zerriss sein Gewand; sie streuten Asche über ihr Haupt gegen den Himmel. Sie saßen bei ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war. (...)

Vom Hörensagen nur hatte ich von dir gehört, jetzt aber hat mein Auge dich geschaut. Darum widerrufe ich. Ich bereue in Staub und Asche.

Von Gefühlen nicht wegtragen lassen

Auch die Reaktion Hiobs hierauf mag uns nicht überraschen. Es ist die emotionale, zutiefst authentische und wiederholte Klage, dann auch die Anklage Gottes. Zu Beginn noch schweigt Hiob sieben Tage lang (Hiob 2,13). Dann aber bricht es, ganz plastisch gesprochen, aus ihm heraus. Seine Emotionen übermannen ihn, er kann sie nicht mehr zurückhalten. Auch dies dürfte uns bestens bekannt sein, wenngleich vielleicht nicht in diesem Extrem. Denn Hiob verflucht den Tag seiner Geburt und offenbart uns damit seine aus den Fugen geratene Gefühlswelt, seine schmerzhaft gefühlte Lage. Er verleiht seiner Trauer und Ohnmacht Ausdruck. Da sind der Zorn

angesichts Gottes ungerechten Angriffs (Hiob 16,6-17), die Traurigkeit (Hiob 17,7), die Hoffnungslosigkeit (Hiob 17,13/19,10) oder auch die Einsamkeit (Hiob 19,13-22). Hiob ist nicht nur gebeutelt von seinem offenbaren Leid, sondern auch von seinen negativen Gefühlen.

Kurzum: Die Hiob-Erzählung stellt nicht nur die Frage nach dem Ursprung von Schuld und Leid. Hiob selbst begegnet uns als emotionales Sinnbild für jedermann und jederfrau, wenngleich die Drastik der Prüfung Hiobs insgesamt eine andere sein mag. Dennoch aber sei, im Sinne der Analogie, der Brückenschlag erlaubt. Viele Menschen nämlich mögen sich in den letzten Monaten angesichts

der zahlreichen „Hiobsbotschaften“ nicht nur, aber gerade auch im Zusammenhang mit der Covid-19-Pandemie (Todeszahlen, Inzidenzwerte, Lockdown-Ankündigungen usw.) oftmals ähnlich wie ebendieser Hiob gefühlt haben: zornig, traurig, hoffnungslos oder einsam. Wie oft mag uns Hiob aus der Seele gesprochen haben, wenn er sagt: „Ja, ich hoffte auf Gutes, doch Böses kam; ich harrete auf Licht, doch Finsternis kam.“ (Hiob 30,26)

Theologisch-ethisch ließe sich an diese Beobachtungen zur Emotionalität bei Hiob mit der Frage nach dem grundsätzlichen Stellenwert, dem Sinn und Unsinn von Gefühlen anschließen. Der große mittelalterliche Theologe Thomas von Aquin

»Die Hiob-Erzählung stellt nicht nur die Frage nach dem Ursprung von Schuld und Leid. Hiob selbst begegnet uns als emotionales Sinnbild für jedermann und jederfrau.«

(1225–1274) spricht von ihnen als „passiones animae“, als „Erleidungen der Seele“ will man etwas schwerfällig übersetzen. Während Gefühle auch heute noch und keineswegs selten als natürlich-affektive Widersacher rational-kultivierter Abwägung verstanden werden, sensibilisiert Thomas dafür, Gefühle auch als positive Faktoren menschlichen Seins und Handelns zu begreifen. So könnten Emotionen wie Zorn, Stolz oder Neid zwar negatives Handeln befördern, gerade dort, wo sie zur festen Haltung, zum Laster werden. Im Sinne des gerechten Zorns oder authentischen Stolzes könnten sie, im Zusammenspiel mit der menschlichen Vernunft, durchaus aber auch positives Handeln befördern, so Thomas.

Vergleichbares findet sich im Exerzitienbuch des Ignatius von Loyola (1491–1556) wieder. Darin zeigt Ignatius, dass die Unterscheidung der Geister sich keinesfalls in rein rationaler Betrachtung

erschöpfe, sondern gerade auch das bewusste Hinhören und kritische Ausdeuten innerer Gefühlsregungen umfasse. Gefühle sind letztlich nichts anderes als Impulse individueller Orientierung. Sie zeigen, was uns bewegt, was für uns von Bedeutung ist. Sie machen unseren je eigenen Zugang zu unserer Welt unmittelbar erfahr- und spürbar. Sie offenbaren Verletzlichkeiten und informieren uns darüber, ob es uns gutgeht oder ob wir etwas dafür tun müssen, dass es uns besser geht.

Was lässt sich hieraus und dann auch nochmals im Blick auf Hiob für Emotionalität als anthropologische Grunderfahrung und den Umgang mit ihr lernen? Zunächst ganz grundlegend: Gefühle sind menschlich und natürlich. Sie sind moralisch betrachtet neutrale, potenziell positive wie negative und wichtige individuelle Orientierungsgrößen. Wie man einem Gefühl Ausdruck verleiht, kann dabei ganz unterschiedlich sein, wie das anfängliche Innehalten und dann die vielen Klagen Hiobs zeigen. Seine Gefühle herauszulassen, ist moralisch legitim und oftmals sogar notwendig um Willen der eigenen geistigen Gesundheit, solange sie keine destruktive Wirkkraft für einen selbst oder für andere entfalten. Gefühle, auch intensive Gefühle zu haben, ist kein Anzeichen von Schwäche, sondern ein Hören auf die Signale des eigenen Körpers und der Seele. Hiob zeigt uns beispielhaft, Gefühle wie Schmerz, Trauer

»Gefühle, auch intensive Gefühle zu haben, ist kein Anzeichen von Schwäche, sondern ein Hören auf die Signale des eigenen Körpers und der Seele.«

und Wut zu spüren, zu ihnen zu stehen und sie auszudrücken. Er verdeutlicht uns aber auch, wie wichtig es ist, über seine Gefühle zu sprechen. Hiob sagt seinen Freunden und damit auch uns als Lesenden, was er empfindet. Er spricht, lange, viel und immer wieder von Neuem. Er lädt uns dazu ein, es ihm gleichzutun, zu reden mit Gott, Familie und Freunden, sich von diesen auffangen und nicht wegtragen zu lassen von all den vielen Gefühlen, die unser alltägliches Leben begleiten.

TEXT: ALEXANDER MERKL



Prof. Dr. Alexander Merkl ist Juniorprofessor für Theologische Ethik an der Stiftung Universität Hildesheim

Anpacken nach der Flut

Der Zufall führte sieben Helfer zu einem durch das Juli-Hochwasser total zerstörten Winzerhof in Ahrweiler. Der Beginn einer Aktion, die helfen soll, den Betrieb wieder aufzubauen – mit Engagement und Emotionen

Wieder blockierten Schlamm und Geröll die Weiterfahrt. Die sieben Männer stiegen aus. Sie traten durch das offene Tor eines Winzerhofes auf der Linken. Im Innenhof saß eine Familie auf Kisten. Über einem Gasbrenner kochte das Kaffeewasser. „Können wir helfen?“

Die einfache Frage genügte. „Der Vater der Familie kam auf uns zu und fing einfach nur an zu heulen. Schon wenn ich davon erzähle, bekomme ich Gänsehaut.“ Der Hilfeinsatz in Ahrweiler wurde für Focko Wintels auch zu einer Verpflichtung. Mit sechs Bekannten aus Bad Bentheim hatte er sich morgens um fünf in den Bulli gesetzt, um im 230 Kilometer entfernten Ahrweiler beim Aufräumen zu helfen. „Wir hatten nur den Ort abgesprochen. Dass wir beim Winzerhof Körtgen gelandet sind, war Zufall.“

Mit Schaufeln und Schubkarren wurden Schlamm, Möbel und Geröll aus dem Haus befördert. „Wir wollten kein unaufgefordertes Mitleid zeigen, sondern waren wie immer. Da wurden auch Faxen gemacht.“ Wie bitte? „Die haben genug Elend. Anfangs war die Familie skeptisch. Aber irgendwann haben sie sich an uns auch aufrichten können.“

Wintels handelt gezielt. Als langjähriger Leiter einer Hundertschaft der Polizei war er bei den Hochwassern an der

»Wenn man dieses Elend sieht, bricht eine Emotionsflut über einen ein. Die deckt das Positive im Menschen auf, das oft jahrelang verschüttet ist.«

Oder 2010 und der Elbe 2013 dabei. „In Lüneburg haben wir zwei Wochen lang vom Sandsäckeschleppen bis zum Schutz vor Plünderungen geholfen. Ich wusste, was jetzt an der Ahr los war.“ Und was benötigt wurde. Entsprechend waren vorher bei einem Aufruf in Bad Bentheim Geldspenden von Privatpersonen und Unternehmen gesammelt worden. Werkzeuge, ein Stromgenerator, Kabel etc. waren im Gepäck.

„Wir wollten uns nicht an verschiedenen Stellen verzetteln“, blickt Wintels zurück. Es kristallisierte sich heraus, dass am besten dieser einen Familie mit Winzerhof, Restaurant, Ferienwohnungen und Hofladen geholfen würde. Die Aktion

– entstanden aus einer WhatsApp-Gruppe eines Kegelclubs – kann mittlerweile auf die Unterstützung des Sportvereins mit 1.600 Mitgliedern setzen. Praktischerweise ist dort Wintels einer von drei ehrenamtlichen Geschäftsführern.

Zehn festangestellte Mitarbeiter und bis zu 35 Aushilfen sollen wieder in Lohn und Brot kommen. Dafür waren einige Aktive in den vergangenen Wochen mehrmals in Ahrweiler. Der Wein der vergangenen Saison wurde gerettet. Mitte August waren 35 Vereinsmitglieder unterwegs. Ein Großteil leistete notwendige Pflegearbeiten in den Weinbergen, da sich vor Ort aktuell niemand darum kümmern kann. Ein Baustein für die Existenzsicherung.

Wintels erzählt von vielen Menschen aus verschiedensten Regionen, die sich in Ahrweiler und den angrenzenden Orten engagieren – so auch aus Grimma. „Die sind gekommen, weil sie nach ihrer Flutkatastrophe 2013 so viel Hilfe bekommen wollten.“ Die Motivation in der eigenen Gruppe sei zunächst ganz verschieden gewesen. „Wenn man aber dieses Elend sieht, bricht eine Emotionsflut über einen ein. Die deckt das Positive im Menschen auf, das oft jahrelang verschüttet ist.“

TEXT UND FOTO: RAINER MITTELBERG



Machertyp und Polizist für robuste Einsätze – aber auch emotionaler Helfer: Focko Wintels

**»GOTT, HILF MIR! //
DENN DAS WASSER GEHT MIR
BIS AN DIE KEHLE. //
ICH VERSINKE IN TIEFEM SCHLAMM,
WO KEIN GRUND IST; //
ICH BIN IN TIEFE WASSER GERATEN,
UND DIE FLUT WILL MICH ERSÄUFEN«.** //

(Ps 69,2f)

„Solche Worte können die Flut nicht wegbeten. Aber Kraft und Zuversicht können sie geben. Und wir erfahren diesen Gott in der Gemeinschaft all der Menschen, die geholfen haben und helfen. Menschen, die helfen den Schutt wegzuräumen und das Chaos zu beseitigen. Menschen, die den Seelen beigestanden haben, die zugehört haben, das Leid mit ausgehalten haben, und – auch das ist nicht zu vergessen – die nach dem Aufnehmen all des Leids oft selbst bittere Tränen vergossen haben. Es sind Menschen, die ihren Nächsten ein Christus geworden sind, wie es Martin Luther einmal ausgedrückt hat.“

Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm,
Ratsvorsitzender der EKD

Was noch zu klären wäre

Diesmal mit Hildegund Keul

Warum sind wir Menschen so verletzlich? Die Theologieprofessorin Dr. Hildegund Keul erforscht an der Universität Würzburg das Thema „Vulnerabilität“ und sieht Verletzlichkeit als Zumutung, aber auch als göttliche Chance

Wie verletzlich haben Sie sich gefühlt in den langen Monaten der Pandemie?

Ich habe das auf verschiedenen Ebenen erlebt: als Mensch, aber auch als Wissenschaftlerin. Wenn man zu einem Thema forscht, das auf einmal zu tagtäglicher Dominanz in den Nachrichten und der Lebenswirklichkeit findet, dann ist das zunächst einmal hoch spannend. Alle konnten und mussten erleben, wie Vulnerabilität als Macht funktioniert und unser Leben auf den Kopf stellt. Aber natürlich hätte ich bei all dem Leid und den Nöten, die diese Pandemie weltweit erzeugt hat, gerne darauf verzichtet.

Warum ist es so wichtig, Verwundbarkeiten im Licht der Theologie zu betrachten? Sind da nicht eher Politik, Gesellschaft und die Versicherungswirtschaft gefragt?

Wunden und Verwundbarkeiten gehören zum Kerngeschäft der christlichen Theologie. Zum einen, weil Gott sich in Jesus Christus verwundbar gemacht hat, dem dann auch schlimmste Gewalt angetan

wurde. Zum anderen zeigen uns Feste wie Pfingsten, dass Christen in seiner Nachfolge lernen mussten, mit dieser Verletzung anders umzugehen. Sie reagierten eben nicht mit aggressivem Selbstschutz, sondern setzten auf Offenheit und Kommunikation – und konnten die Krise so gemeinschaftlich bestehen.

Ist es eigentlich gerade ob dieser Erfahrung erstrebenswert für Menschen, unverwundbar zu sein?

Im irdischen Leben unverwundbar zu werden, das ist ein sehr ambivalentes Gedankenspiel. Denn wer ausschließlich auf Selbstschutz setzt, braucht starke Waffen. Nehmen wir Achill oder Siegfried in der Mythologie: Das waren nicht durch Zufall Krieger. Wer sich unverwundbar fühlt, kann besser zuschlagen. Das birgt enormes Konfliktpotenzial. Gerade wenn man an Staaten in der Geschichte und heute denkt, die unverwundbar sein wollen: Sie rüsten auf und setzen auf Gewalt und Krieg. Dagegen wirkt Verwundbarkeit eher wie ein Riss in der Rüstung.

Was heißt das konkret?

Verwundbarkeit ist ganz eng verbunden mit der Berührbarkeit der Menschen, also mit Empathie, Zuneigung und Solidarität. Wer berührbar sein will, muss sich verwundbar machen und Risiken in Kauf nehmen. Mit anderen Worten: Wer keine Wunden riskiert, kann nicht lieben. Dabei ist die Liebe doch die schönste Erfahrung im Leben. Auch wenn sie häufig schmerzhaft ist – wer will schon auf sie verzichten?

Wie findet man denn die richtige Balance zwischen Schutz und Verwundbarkeit? Gibt es da Hinweise aus der Theologie?

Es ist in der Tat immer sehr wichtig abzuwägen, wo man sich schützen muss und wo man Verwundbarkeit riskiert, um erfülltes Leben zu ermöglichen. Ein Beispiel: Wenn Menschen sich entscheiden Eltern zu werden, nehmen sie immer Verletzungen und lebenslange Verletzlichkeit in Kauf. Das gilt vor allem für Frauen, aber auch für Väter. Schwanger-



schaft und Geburt gehen nun mal nicht ohne Verwundungen vonstatten. Aber auch von der psychologischen Seite her betrachtet gehen Eltern bewusst das Risiko der Verwundbarkeit ein. Und warum? Weil sie hoffen, dass es sich lohnt, weil neues Leben entsteht. Diese Abwägung zwischen Selbstschutz und Wagnis betrifft natürlich auch viele andere Bereiche des menschlichen Lebens.

Verlangt Gott von uns, dass wir uns verwunden lassen?

So würde ich das nicht ausdrücken. Ich würde eher sagen, er verlockt uns dazu. Das ist – theologisch betrachtet – die Verheißung, die Gott uns macht: Zeigt eure Wunden, öffnet euch den Nächsten, und euer Leben wird reich. Dieser Gedanke ist für die christliche Spiritualität von zentraler Bedeutung: keine Liebe ohne Verletzlichkeit.

Kann man sich denn nicht vor Verwundungen schützen, ohne dass dadurch andere verwundbarer werden?

Das ist heikel, wie die Pandemie uns immer wieder vor Augen führt. Denken Sie an die Impfdebatte: Alle wollen, dass es schnell geht. Aber zugleich kann jede Dosis nur einmal vergeben werden. Bin ich hier großzügig, fehlt Impfstoff woanders. Im schlimmsten Fall genau dort, wo Menschen noch verletzlich sind als wir mit unseren weitestgehend intakten sozialen Systemen, was Gesundheit und Versorgung angeht. Wird hier nicht sauber abgewogen, entsteht eine Ungerechtigkeit, die unter Umständen ein enormes Konfliktpotenzial freisetzt.

Die Pandemie hat uns unsere Verletzlichkeit vor Augen geführt. Aus Ihrer Sicht als Forscherin: Wie haben wir uns geschlagen? Gab es auch Momente, die Mut machen?

Da muss ich zunächst mal meine Kolleginnen und Kollegen in der Virologie loben, weil die so wahnsinnig schnell waren mit der Entwicklung eines Impfstoffes. Damit war nach allen Studien nicht zu rechnen. Natürlich musste dafür viel Geld investiert werden. Aber das wurde mutig gemacht. Da zeigt sich eben auch die Stärke menschlichen Handelns: nicht

nur darauf zu achten, sich selbst zu schützen, sondern gemeinsam etwas zu entwickeln, das letztlich allen hilft. Viele haben Unglaubliches geleistet in der Pandemie, auch in den Krankenhäusern. Wir waren überall dort stark, wo Menschen sich verbunden und verbündet haben, um den destruktiven Kräften unserer Vulnerabilität Einhalt zu gebieten, um Schmerzen zu lindern, um Wunden zu heilen. So entsteht viel Gutes neu.

Zeitgleich mit der Pandemie geht die katholische Kirche durch finstere Zei-

Vulnerabilität: Die Debatte

Die menschliche Verwundbarkeit übt im persönlichen und politischen, sozialen und kulturellen, und nicht zuletzt im religiösen Leben eine unerhörte Macht aus. Zugleich gehören Verwundungen, Gewalt und Leid zu den Kernthemen christlicher Theologie. Seit 2010 arbeitet Professorin Dr. Hildegund Keul daran, den Vulnerabilitätsdiskurs und die Theologie miteinander zu verbinden. Die Theologin und Religionswissenschaftlerin aus Würzburg interessiert die Macht der Verwundbarkeit in Migrationsdebatten, religionspolitischer Gewalt und der Bekämpfung von Armut. **INFOS: www.verwundbarkeiten.de**

»Verwundbarkeit wirkt wie ein Riss in der Rüstung.«

ten: Missbrauchsskandal, Vertrauensverlust, Austrittswelle. Wie kann sie mit ihrer eigenen Verwundbarkeit umgehen?

Zunächst einmal muss sie einen bitteren Weg gehen. Das steht außer Frage. Denn bislang zeigt die Kirche auf der Führungsebene einen fatalen Umgang mit Verwundbarkeit: Sie tut alles, um ihre Leute, die Kleriker und die Institution zu schützen. Vertuschung verwundet aber die Opfer von Gewalt und Missbrauch erneut. Damit tut die Amtskirche das Gegenteil von dem, für was sie eigentlich da ist: Statt Vulnerable zu schützen, hat sie ihre Macht eingesetzt, um sich selbst und ihre Leute unbeschadet zu lassen. Sie hat nach dem Leitsatz gehandelt, lieber andere verwunden, als selbst verwundet zu werden. Das ist eine Katastrophe. Die Kirche muss zu einem ganz anderen Umgang mit Vulnerabilität finden.

Gibt es denn innerhalb der Kirche schon eine Debatte, die in diese Richtung führt?

Auf jeden Fall. Das Thema Vulnerabilität erfährt angesichts der Missbrauchs- und Vertuschungskrise einen enormen Aufwind. Auch die Kirche muss sich ihrer Verwundbarkeit stellen und selbst jenen anderen Umgang mit Verwundbarkeit einüben, für den sie eigentlich steht: Lieber selbst verletzt werden, als selbst gewalttätig werden. Wenn wir uns als Gemeinschaft dieser Aufgabe stellen, kann Neues entstehen. In jeder Verletzlichkeit liegt auch die Chance zur Veränderung.

TEXT: PETER BEUTGEN

FOTOS: ANDREAS KÜHLKEN



Kunst und Spiritualität bei Joseph Beuys

Nicht zufällig trägt eine der bekanntesten Installationen vom Jahrhundertkünstler Joseph Beuys den Titel »zeige deine Wunde«. Der Aktionskünstler, Bildhauer, Kunsttheoretiker und Pädagoge war zeitlebens umstritten. Er wollte berühren und berührbar sein: Die seelische und körperliche Verletzlichkeit des Menschen war sein Thema.

Viele Biografen führen das auf eine traumatische Erfahrung im Zweiten Weltkrieg zurück, als der junge Beuys in einem Flugzeug über der russischen Steppe abgeschossen wurde, schwere Verbrennungen erlitt und nur durch die Fürsorge von einheimischen Nomaden – sie hüllten ihn in fettgetränkte Tücher – überlebte. Sein berühmter Satz »Jeder Mensch ist ein Künstler« meinte, dass in jedem von uns schöpferische Kräfte wohnen, die unseren eigentlichen Wesenskern ausmachen. Wunden fördern diese zutage. Die auf den ersten Blick recht unspektakuläre Installation „zeige deine Wunde“ – sie zeigt zwei Leichenbahnen, fettbeschmierte Behälter und einige Werkzeuge – ist heute im Lenbachhaus in München zu sehen.

INFOS: www.lenbachhaus.de

Eine Verabredung mit dem Wald

Viele Menschen schätzen den Wald als Ort der Erholung. Beim Waldbaden geht es aber um mehr: um bewusstes Erleben der Pflanzen und des Augenblicks, eine Schulung der Sinne und der Achtsamkeit. Ein Spaziergang mit Maria Anna Schröder

Im Wald kann sie auftanken, sich erden, die Natur und sich selbst bewusst wahrnehmen. Schon als Kind war für Maria Anna Schröder (69) der Wald ihr zweites Zuhause. Auch heute ist sie noch fast täglich dort. Sie hat das sogenannte Waldbaden, eine aus Japan stammende Form der Naturwahrnehmung, für sich entdeckt. Dabei geht es vor allem darum, sich treiben zu lassen und den Wald und die Natur ganz bewusst wahrzunehmen – die würzige Luft zu atmen, dem Rascheln der Blätter und dem Singen der Vögel zu lauschen, Rinde oder Zweige zu ertasten, Moos zu spüren.

Das ist keine Esoterik oder ein neuer Wellnesstrend. Vielmehr wird auf die medizinisch und wissenschaftlich belegte gesundheitsfördernde Wirkung des Waldes gesetzt. Denn Waldbaden kann Selbstheilungskräfte aktivieren, Resilienz fördern: Bereits nach einem 15-minütigen Waldspaziergang normalisiert sich unser Herzschlag, der Blutdruck sinkt, die Lungen weiten sich und wir können besser durchatmen, der federnde Boden hilft bei Gelenk- und Rückenschmerzen, die ätherischen Öle haben eine heilsame Wirkung auf Lunge und Bronchien. Diese Medizin ist komplett kostenlos, man muss sie einfach nur einatmen.

Maria Anna Schröder ist zertifizierte Kursleiterin für das Waldbaden. Sie wohnt in Bad Iburg, südlich von Osnabrück. Ihre Teilnehmer entführt sie in eine „Welt der Achtsamkeit“. Feste Rituale dabei: langsames und bewusstes Gehen, intensives Betrachten und tiefes Atmen. Sie ist bei jedem Wetter unterwegs, denn die positive Wirkung des Waldes ist wetterunabhängig. Auch Kliniken, Reha-Einrichtungen und Hotels in der Umgebung bieten das Waldbaden hier mittlerweile an, oft mit Maria Anna Schröder als Kursleiterin.

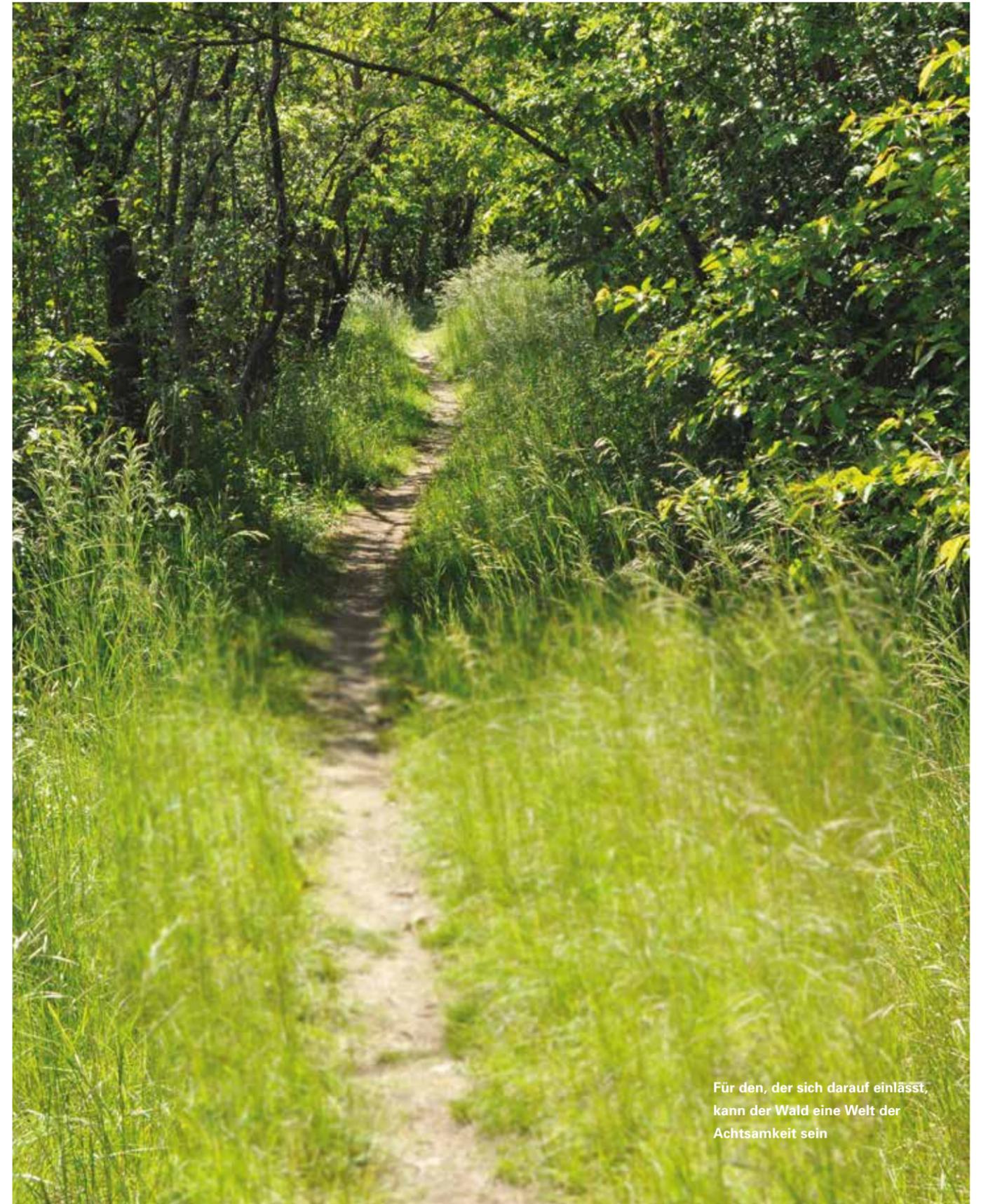
»Im Westen sehen sich die Menschen Blumen an. In Asien leben sie mit ihnen.«

Isamu Kurita, japanischer Autor

Während die Teilnehmer ihren Blick durch das satte Grün der Blätter schweifen lassen, erzählt Maria Anna Schröder Geschichten oder macht kurze Mediationen. Sie zeigt ihnen wunderbare Plätze und gibt Anregungen, mit denen sich die Menschen während ihres Waldspaziergangs beschäftigen sollen: „Nehmt ein Teil vom Waldboden mit, betrachtet und befühl es, tastet es. Wie fühlt es sich an? Was verbindet ihr damit?“ Kindheitserinnerungen werden bei einigen geweckt, gute Gefühle bei anderen hervorgerufen.

An einer anderen Stelle zaubert die Kursleiterin Lupen, kleine Bilderrahmen und Spiegel aus ihrem Rucksack. „Das ist eine Achtsamkeitsübung, es geht darum, den Blick zu schärfen, die Sinne zu schulen“, erklärt Maria Anna Schröder. Das ruft durchaus Verwunderung hervor. Durch die Lupe betrachtet wird der Wald zum Gemälde: „Hammer, man denkt, man ist in einer ganz anderen Welt“, erzählt eine Frau.

Was die Teilnehmerinnen während des Spaziergangs immer stärker fühlen und beobachten, fasst Maria Anna Schröder in



Für den, der sich darauf einlässt, kann der Wald eine Welt der Achtsamkeit sein

Foto: unsplash.com

Worte: „Grün ist eine wichtige Heilfarbe, sie bedeutet Leben und Ruhe, wirkt beruhigend. Auch Braun ist ein Seelenschmeichler.“ Ihr Tipp: Lieber in den Wald schauen statt auf eine Betonwand. „Das heilt.“ Und: „Barfuß über den Waldboden gehen, erdet uns.“ Alle Teilnehmer sind sich schnell einig: Herunterfahren, Kraft tanken, zur Ruhe kommen, das geht im Wald besonders gut.

Über Äste und Zapfen, weichen Waldboden und vermooste Stämme geht es weiter. In einer Meditation konzentrieren sich beim nächsten Stopp alle darauf, wofür sie dankbar sind. Das tut gut. Ein zartes Glöckchen beendet den kurzen Moment der Stille. „Wir konzentrieren uns viel zu sehr auf den Mangel“, erklärt Maria Anna Schröder. „Studien haben ergeben, dass Dankbarkeit Stress reduziert und Gesundheit und Optimismus fördert.“

Die Schulung der Sinne und die Beschäftigung der Teilnehmer mit sich selbst übt sie mit verschiedenen Aktionen und Angeboten. Sie erklärt: „Wir sind heute zu sehr im Außen. Es gibt nicht mehr Nah und Fern. Alles ist möglich, alles steht zur Verfügung. Das stresst uns.“ Die Menschen müssten wieder bei sich selbst ankommen, im Hier und Jetzt leben, Dinge wahrnehmen, an denen man sonst achtlos vorbeigehe. Und: „Wir müssen wieder lernen, zu staunen, auf was für einer wunderschönen Erde wir leben.“

Maria Anna Schröder ist überzeugt: Dabei kann der Wald hervorragend helfen. Jede Jahreszeit bietet andere Möglichkeiten. Auch für Familien und Kinder bietet die aktive Seniorin das Waldbaden an. Das kann dann schon mal fünf Stunden dauern und mit einem Picknick enden. Einen Tipp aber gibt sie allen mit auf den Weg: „Nehmt euch ein Teil aus dem Wald mit nach Hause. Und wenn es euch schlecht geht, holt es hervor und erinnert euch an den wunderbaren Aufenthalt im Wald.“

TEXT: ASTRID FLEUTE



Der Blick durch Lupe oder Bilderrahmen schult die Sinne

GLÜCKLICH DER MENSCH,
DER GOTT ALLES GUTE ZUTRAUT
UND GERN HÖRT, WAS GOTT IHM SAGT,
UND GERN TUT, WAS GOTT VON IHM
ERBITTET. //

WIE EIN BAUM AM BACHUFER IST ER. //
BLÄTTER GRÜNEN. //
BLÜTEN REIFEN. //
FRÜCHTE WACHSEN. //

nach Psalm 1; aus Werkheft Liturgie 2009,
Fastenopfer/Brot für alle, Luzern/Bern

Teil der Gesundheitsvorsorge

Das Waldbaden als besondere Art der Naturwahrnehmung kommt aus Japan und heißt dort „Shinrin Yoku“, etwa „Baden in der Atmosphäre des Waldes“. Shinrin Yoku ist in Japan und Südkorea fester Bestandteil der Gesundheitsvorsorge und hat sich zur Wald-Therapie entwickelt. Weitere Informationen und Kontaktmöglichkeiten unter www.waldbaden-adakemie.com (kb)



Auch das Fühlen der Blätter ist Teil des Waldbadens

Fotos: Astrid Fleute



Der Friedhof der Fischersiedlung Holm in Schleswig

Voll im Leben

Kaffee und Kuchen werden auf den Tischen direkt am Zaun serviert. Passanten schlendern Eis schleckend vorbei. Radler steigen ab, bestaunen die alten Fischerhäuser und das satte Grün der Bäume.

Mitten in der historischen Fischersiedlung Holm in Schleswig findet sich ein Friedhof. Nicht abgetrennt durch meterhohe Hecken, nicht versteckt. Vielmehr umsäumt von idyllischen, vielfarbigen Häusern. Sie – oft viele hundert Jahre alt – dienten früher den Fischern als Zuhause. Heute existiert hier mit kleinen Läden und Ateliers eine kleine Parallelwelt zum wuseligen Yachthafen wenige Meter entfernt.

Und mittendrin dieser Friedhof. Ein Ort der Ruhe und Einkehr. Und gleichzeitig ein Beispiel dafür, wie selbstverständlich und harmonisch der Tod und das Gedenken an die Vorfahren zu einer Gemeinschaft dazugehören können.

TEXT UND FOTO: RAINER MITTELBERG

Zeit für einen Blick von außen. Sagen Sie uns Ihre Meinung zur zoé!

Seit drei Jahren erscheint die Zoé mittlerweile. Für uns ist es der Zeitpunkt, genauer nachzufragen, was Sie sich von uns wünschen. Denn wir möchten das Heft an Ihren Interessen und spirituellen Bedürfnissen ausrichten.

Aktuell bereiten wir gemeinsam mit Experten eines Meinungsforschungsinstituts eine Evaluation vor. Wir laden Sie schon jetzt herzlich ein, sich an unserer Leserbefragung im Dezember zu beteiligen.

Senden Sie darüber hinaus schon jetzt Ihre Anregungen und Vorschläge, Ihre Kritik und natürlich gerne auch Ihr Lob einfach an:

leserservice@zoe-magazin.de

Selbstverständlich behandeln wir alle Einsendungen mit der gebotenen Diskretion und wahren alle datenschutzrechtlichen Bestimmungen.



Gespräche unter Freundinnen

In „331 – drei Frauen, drei Religionen, ein Thema“ sprechen drei Frauen darüber, was die Religion für sie bedeutet. Der Podcast ist ein Projekt des House of One in Berlin, das Juden, Christen und Muslime als Gebetshaus aufbauen



Lernten sich bei der Arbeit zum Podcast kennen: **Rebecca Rogowski, Maike Schöfer, Kübra Dalkilic (v.l.)**

Sie plaudern, tauschen sich aus und diskutieren: Rebecca Rogowski, Maike Schöfer und Kübra Dalkilic sprechen im Podcast „331 – drei Frauen, drei Religionen, ein Thema“ darüber, was die Religion für sie bedeutet. Rogowski (24) studiert Judaistik, Schöfer (31) absolviert gerade eine Ausbildung zur evangelischen Pfarrerin und Dalkilic (25) ist islamische Theologin. „Interreligiöser Dialog soll nicht nur auf Podien stattfinden, sondern gehört in den Alltag, in die Cafeterien, in die U-Bahn“, sagt Maike Schöfer.

Rund zweimal im Monat erscheint eine neue Folge, mittlerweile sind bereits sechs Sendungen erschienen. Die Frauen sprechen über ihre religiöse Identität: Welche Rolle spielt die Religion in ihrem Leben? Wie reagieren andere auf ihren Glauben? Den Anfang macht Rebecca Rogowski, die vor allem mit der Darstellung

jüdischen Lebens hadert: das Judentum in Deutschland sei mehr als die orthodoxen Stereotype, die in den Medien gezeigt würden. „Man sieht den Menschen nicht an, ob sie religiös sind oder nicht“, sagt Rogowski. „Es sei denn, sie tragen wie ich ein Kopftuch“, wendet Dalkilic ein und lacht.

Das macht den Ton des Podcasts aus: Es ist ein Gespräch unter Freundinnen. Die drei Frauen schaffen es, trotz der manchmal schwierigen Themen, locker zu plaudern. Sie erklären religiöse Fachbegriffe und geschichtliche Hintergründe, werden aber nie besserwisserisch. Dabei ist ihnen wichtig, dass sie nur ihre eigene Meinung vertreten. „Wir zeigen den Zuhörern unsere Sicht auf ein Thema. Wir sind aber nicht Sprecherinnen für unsere Religion“, erklärt Maike Schöfer. Sie respektieren die Vielfalt der Mei-

nungen und Strömungen in ihren Religionen – und fordern die Zuhörer dazu auf, sich einzubringen: „Wir wissen natürlich nicht alles, aber wir lernen gerne dazu“, sagt Rogowski.

Der Podcast ist eine Erweiterung der interreligiösen Arbeit des House of One in Berlin. Juden, Christen und Muslime haben dort 2011 die Idee eines gemeinsamen Gebetshauses entwickelt. Im Mai 2021 war die Grundsteinlegung: Gebaut wird ein Haus, unter dessen Dach sich eine Synagoge, eine Kirche und eine Moschee befinden. Es ist ein Haus des Gebets – und der Begegnung. Genau wie der Podcast: Die drei Frauen lassen sich aufeinander ein, berichten von ihrem Glauben und lernen die Religion der anderen kennen.

TEXT: KERSTIN OSTENDORF

AUSSTELLUNG

Frauenwelten. Die Klöster Heiningen und Dorstadt

Mit Heiningen und Dorstadt stellt das Dommuseum Hildesheim zwei hochbedeutende Frauenklöster des Hochmittelalters in einer Ausstellung vor. Beide waren eng mit Hildesheim und seinen wichtigen Bischöfen verbunden. Aus beiden Klöstern haben sich herausragende Kunstwerke erhalten, darunter Goldschmiedewerke, Textilien und Handschriften. Die Ausstellung stellt die Geschichte der Konvente mit ausgewählten Objekten dar.

Dommuseum Hildesheim
Fr. 24.9.2021 bis So. 6.2.2022
Di. bis So. 11.00 bis 17.00 Uhr
Eintritt 6 Euro, erm. 4 Euro
Infos und Anmeldung unter www.dommuseum-hildesheim.de



Fotos: Dommuseum Hildesheim, Florian Monheim // Axel Lundbeck // LW // Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Andrea Hörentrup.



PILGERN

Im Harz den Engeln auf der Spur

Für Wanderer sowie für spirituell, historisch und kulinarisch Interessierte: Der Harzer Klosterwanderweg beschreibt über sechs Etappen eine 95 Kilometer langen Wanderroute am Nordrand des Harzes. Er verbindet zwölf ehemalige Klöster und kirchliche Bildungseinrichtungen zwischen dem niedersächsischen Goslar und Quedlinburg in Sachsen-Anhalt. Die Tagestouren sind zwischen 10 und 20 Kilometer lang und nicht zu anspruchsvoll. Natürlich lassen sich auch nur einzelne Etappen und ihre Wegmarken von duftenden Klostergärten bis zum Blick auf den markanten Brocken auswählen. Äußeres Zeichen sind Engelsbänke entlang des Weges. Eine Pilgerbegleiter-Broschüre enthält Infos zum Weg und Impulse.

Infos: www.harzer-klosterwanderweg.de

TREFFPUNKT

Religionslehrer*innentag des Bistums Osnabrück

„Let’s talk about sex! – Geschlechterperspektiven in Theologie und Kirche auf dem Prüfstand“ lautet das Thema des Religionslehrer*innentag des Bistums Osnabrück. Neben Podiumsveranstaltungen am Vormittag mit Bischof Dr. Franz-Josef Bode, Prof. Dr. Elmar Kos (Uni Vechta) und Dr. Martina Kreidler-Kos (BGV Osnabrück) werden nachmittags zahlreiche Workshops angeboten. Zusätzlich ist die Teilnahme auch digital möglich.

Ludwig-Windthorst-Haus, Lingen
4.10.2021, 9.00–16.30 Uhr
Kosten: keine
Programm, Workshops und Anmeldung unter www.schulabteilung-os.de



GESCHICHTE

Glaube und Gesellschaft vor Jahrtausenden

Mit Grabbeigaben und archäologischen Funden den Glaube und die Gesellschaft vor Jahrtausenden verstehen. Das sind einige der Facetten um neuere Forschungen der Ausstellung „Die Welt der Himmelscheibe von Nebra – Neue Horizonte“. Die Himmelscheibe soll ungefähr 3600 Jahre alt sein. Ihr Fundort liegt rund 70 Kilometer Luftlinie von Leipzig entfernt. Die aktuelle Schau präsentiert u.a. Exponate zu Stonehenge sowie Goldschiffchen aus Dänemark, die mit dem Sonnenkult in Verbindung gebracht werden.

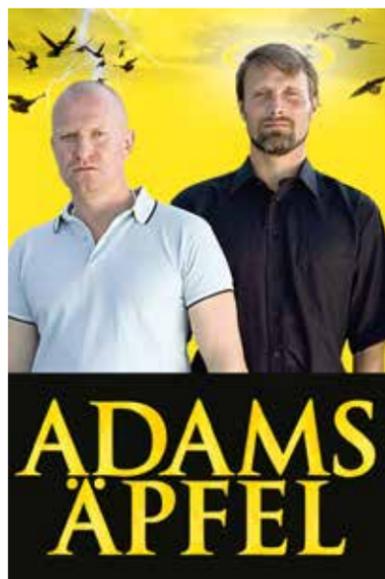
Landesmuseum für Vorgeschichte, Halle (Saale)
Bis 9.1.2022, Di. bis Fr. 9.00 bis 19.00 Uhr,
Sa. u. So. 10.00 bis 19.00 Uhr, Eintritt: 10 Euro, erm. 8 Euro
Infos und Anmeldung unter www.landmuseum-vorgeschichte.de



FILM

„Und führe mich nicht in Versuchung“, sondern backe einen Apfelkuchen

Adams Äpfel: Eine unreligiöse, aber religiös herausfordernde Hiob-Adaption aus Dänemark



Adams Äpfel, 94 Min., FSK ab 16 Jahre, Blu-ray ca. 9 Euro, auf zahlreichen Streamingportalen verfügbar

In dänischen Filmproduktionen ist vieles anders als aus Hollywood gewohnt. Vor allem die schnörkellosen Dialoge, der szenische Minimalismus und die nahtlosen Übergänge zwischen Witz, Trauer und Gewalt fordern die Zuschauerinnen und Zuschauer von der ersten Minute an. Denn hinter der vermeintlichen Schlichtheit steckt meist viel mehr.

Auch die Geschichte von „Adams Äpfel“ (2005, Regie Anders T. Jensen) ist schnell erzählt: Als Teil seiner Resozialisierung wird der Neonazi Adam (Ulrich Thomsen) in die Obhut des unerschütterlich sanftmütigen und verständnisvollen Dorfpfarrers Ivan (brillant gespielt von Mads Mikkelsen) gegeben. Dieser sieht es als die zentrale Aufgabe Adams, einen Apfelkuchen aus den Früchten des kircheigenen Baums zu backen. Der Weg zu diesem Gebäck ist ein Wechselbad von Feinsinn und Verrohung, banaler Realität und tiefgehender Symbolträchtigkeit, Zuneigung und Aggression, Hitlerporträt und Lutherbibel ... Adam blickt tief in die Gegenwart und Vergangenheit des Pfarrers und seines Engagements und macht sich daran, alles zu zerstören.

Der Film macht Lust darauf, das Buch Hiob (erneut) zu lesen. Und auch wenn Analogien zum Buch schnell gezogen werden können, verschwimmen sie im Laufe des Films zunehmend. Der Film an sich ist ein wunderbares Kammerstück, das viele Fragen offenlässt und Lust auf Apfelkuchen und gute Gespräche für Antwortversuche bereitet. Tipp: gemeinsam ansehen!

TEXT: JENS KUTHE

Keine zoé erhalten? Vielleicht liegt's an der Adresse

Religionslehrerinnen und -lehrer im Erzbistum Berlin und in den Bistümern Hildesheim und Osnabrück erhalten zoé kostenlos per Post gesandt.

Doch aus vielen Gründen kann es sein, dass uns die Adressen dieser Kolleginnen und Kollegen nicht vorliegen. Abhilfe schafft eine E-Mail an

leserservice@zoe-magazin.de

Machen Sie gerne Ihre Fachkolleginnen und -kollegen auf die zoé aufmerksam. Dann erhalten diese auch künftig ihr persönliches Exemplar. Wir freuen uns auf weitere spiritueller interessierte Leserinnen und Leser!

IMPRESSUM *zoé – leben mit anderen augen sehen*

Herausgeber: Dom Medien GmbH, Schillerstraße 15, 49074 Osnabrück, www.dom-medien.de //

Kontakt: leserservice@zoe-magazin.de, T 0541 318-600 //
Chefredaktion: Rainer Middelberg, feinjustiert, Bad Bentheim //
Redaktion: Kerstin Ostendorf, Osnabrück //

Sollten Sie den Bezug des Magazins nicht mehr wünschen, so richten Sie den Widerspruch bitte an oben genannte Adresse. //
Das Magazin zoé wird unterstützt von den (Erz-)Bistümern Berlin, Hildesheim und Osnabrück. //

Gestaltung: Bettina Höhne, Bernward Medien GmbH, Hildesheim //
Druck: Steinbacher Druck GmbH, Osnabrück //

www.zoe-magazin.de

 **Klimaneutral**
Druckprodukt
ClimatePartner.com/11391-2108-1005

Foto: © Delphi Filmverleih

Illustration: Patrick Schoden



AN DER ABRISSEKANTE

Mir passiert es natürlich dann, wenn ich hetze oder nicht hinschauen und alleine in der Wohnung bin ... //

Dann zerre ich am Verband und versuche alles zusammenzuhalten, während die Wunde pocht und Spuren hinterlässt. // Den Mull mit einer Hand auf Spannung zu halten und durchzuschneiden ist das I-Tüpfelchen in dieser Geschichte. // Es hält irgendwie, aber an jedem Ende franst es aus, weil die Schere mehr zerrissen als geschnitten hat. //

Ich sitze ein wenig erschöpft im Stuhl und halte meine Hand. // Es fühlt sich manchmal so an, als versorgten wir unsere Wunden, je älter wir werden, immer häufiger alleine. // Als wäre das etwas, mit dem man

andere nicht belasten will, wo andere nicht hinschauen und hinhören sollen. //

Dann geht die Haustür auf, meine Frau sieht den Verband und lacht, fragt nach, was hast du denn gemacht?, streicht mir über den Arm und klebt dort ein Pflaster drauf, wo vorher ein Verbandsfiasco war. //

Die Abrisskante kommt früh genug, an dem sich das letzte Band aufreißt, wo kein Verband mehr das Leben zusammenhält, mit oder ohne Hilfe. //

Bis dahin hilft uns allen hinschauen, trösten und pusten. //

Die letzten Wunden gehören Gott. //

Patrick Schoden



JEDES GESCHÖPF IST MIT
EINEM ANDEREN VERBUNDEN,
UND JEDES WESEN WIRD
DURCH EIN ANDERES GEHALTEN. //

Hildegard von Bingen (1098–1179), Mystikerin und Kirchenlehrerin